

Die Ritualisierung des Gedenkens

■ FLORIAN WENNINGER



Florian Wenninger, geb. 1978, leistete 1998/99 Auslandszivildienst in Yad Vashem, Jerusalem. Er arbeitet am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien und ist seit 2006 Obmann des Vereins Gedenkdienst.

Die Pflicht zur „Erinnerung“ ist scheinbar selbsterklärender Fixbestandteil politisch korrekter Sonntagsreden. Auf den ersten Blick eine wohlthuende Abgrenzung zu den langen Jahren des „Eine-Ruh-muss-Sein“. Und auf den zweiten?

In nackten Zahlen stellt sich die Erinnerungskultur anno 2008 folgendermaßen dar: bis zum ersten August fanden 91 öffentliche Gedenkkundgebungen in ganz Österreich statt, von denen thematisch 84 auf den Nationalsozialismus entfielen. Von diesen wiederum fanden 65 an historischen Orten von NS-Verbrechen statt, vornehmlich auf dem Gelände ehemaliger Lager und Gefängnisse. 56 Veranstaltungen widmeten sich den Opfern des NS-Terrors in allgemeiner Form, fünf ermordeten WiderstandskämpferInnen, ebenfalls fünf hatten die Rolle Österreichs als Opfer des Nationalsozialismus zum Inhalt; vier waren speziell für jüdische Opfer, drei nahmen auf die Euthanasie Bezug. Zwei Veranstaltungen waren dem NS-Putsch 1934 im Allgemeinen und der Tötung von Engelbert Dollfuß im Besonderen gewidmet. Auffällig: Nur eine einzige Veranstaltung, die Präsentation eines „Grundsatzpapiers zur Mitschuld“ durch den Ökumenischen Rat am 12. März, setzte sich mit dem Themenbereich Täterschaft, Schuld und Verantwortung auseinander.

Was sich schon aus dieser Aufzählung ersehen lässt: Der inhaltliche Fokus der österreichischen Gedenkkultur liegt stark auf dem Nationalsozialismus, getragen werden einschlägige Aktivitäten immer mehr von Gruppierungen abseits der parteipolitischen Arena, mehrheitlich von klassischen Grassrootmovements.

Zunächst ist diese Entwicklung für Organisationen wie den Verein Gedenkdienst überaus erfreulich. Als kleine, vornehmlich von SchülerInnen und StudentInnen getragene NGO haben wir uns seit Anfang

der 1990er bemüht, ein Scherflein zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der jüngeren österreichischen Geschichte beizutragen. Nun, da die Ablehnung des Nationalsozialismus als eines verbrecherischen Regimes offenbar zu einem gesellschaftlichen Grundkonsens geworden ist, scheinen wir am Ziel angekommen zu sein.

Problematische Aspekte

Bei genauerer Betrachtung zeigt sich aber, dass die etablierte Gedenkkultur durchaus problematische Aspekte aufweist. Exemplarisch und ohne Originalität beanspruchen zu wollen möchte ich hier folgende Punkte herausgreifen.

1. Die Ritualisierung des Gedenkens trägt vielfach quasireligiöse Züge.
2. Die Konsensfähigkeit der Gedenkkultur ist vor allem auf eine radikale Entkontextualisierung zurück zu führen.
3. Die Beschäftigung mit dem NS-Terror befriedigt in den meisten Fällen weniger ein konkretes Erkenntnisinteresse, als einen latenten Voyeurismus und das Bedürfnis nach moralischer Selbstaufwertung.
4. Das Postulat, aus Geschichte lernen zu wollen, ist weithin ein leeres Mantra: die tatsächlich abgeleiteten Lehren sind sehr allgemein und beziehen ihre Wirkmacht vornehmlich aus ihrer Beliebigkeit.

Die beiden größten regelmäßig stattfindenden Gedenkkundgebungen Österreichs sind die Befreiungsfeiern im ehemaligen KZ Mauthausen und jährliche Events, die seit 2003 durch den Verein „Lernen aus der

Zeitgeschichte“ initiiert werden und einer interessierten Öffentlichkeit vornehmlich unter dem Titel „A letter to the stars“ bekannt sind.

Gedenken ohne Inhalt

Die Befreiungsfeiern sind die Weiterführung der Traditionspflege der Opferverbände. Die Teilnehmerzahlen schwanken zwar, gehen aber jedenfalls in die mehreren Tausend. Die mediale Berichterstattung, insbesondere durch Rundfunk und Fernsehen, konzentriert sich auf die mythisch aufgeladene Neuinszenierung zeitgeschichtlicher Begebenheiten: Feierlich übergibt ein US-Veteran der Innenministerin stellvertretend für die Gedenkstätte eine Zigarettenspitze, die ihm bei der Befreiung des Lagers von einem Häftling geschenkt worden war (manche Medien berichten, sie sei aus menschlichem Knochen gefertigt). In einem anderen Fall tritt eine Frau, die als Kleinkind in Mauthausen befreit wurde, unter reger Publikumsanteilmahme ihrem Retter, einem einstigen Sanitäter der US-Armee, gegenüber.

Ähnlich emotional zugespitzt sind die Aktivitäten von Letters to the Stars: 2003 forderten die VeranstalterInnen Jugendliche auf, die Geschichte von Holocaustopfern zu recherchieren und anschließend Briefe an die Opfer zu verfassen. Diese Briefe wurden in einer riesigen Zeremonie am Wiener Heldenplatz – die VeranstalterInnen sprachen von 80.000 TeilnehmerInnen – an Luftballons befestigt und in den Himmel steigen gelassen. Hier ging es nicht darum, Menschen zum eigenständigen Denken anzuhalten oder durch die Vermittlung von historischem Wissen zu einem besseren Verständnis der Gegenwart beizutragen. Hauptanliegen war die Abhaltung eines Rituals. Seither beglückt der nämliche Verein die Öffentlichkeit im Allgemeinen und SchülerInnen im Besonderen jedes Jahr aufs neue mit Aktivitäten, die zwar in der Form nicht aber im Prinzip von der ersten Auflage abweichen: Ob Jugendliche auf den Äckern um Mauthausen 100.000 Sonnenblumen für 100.000 Ermordete sähen, ob sie nach einer Messe im Stephansdom weiße Rosen

als „Blumen der Erinnerung“ an die letzten Wohnadressen jüdischer NS-Opfer tragen, oder ob sie wie heuer – sinnigerweise von 12. auf 13. März – auf dem Heldenplatz vor einer brennenden Kerze eine „Nacht des Schweigens“ zubringen: Nie geht es um Inhalte, nicht einmal darum, die Form zu wahren (und sich etwa die Frage zu stellen, ob eine katholische Messe im Stephansdom und weiße Rosen als Symbol des christlich-bürgerlichen Widerstandes tatsächlich angemessene Möglichkeiten sind, den jüdischen Opfern zu gedenken), immer besteht das Hauptanliegen in einer scheinbar selbsterklärenden Sakralisierung. Zentral bei all dem ist der Opferfokus. Fragen nach Täterschaft, nach Kontinuitäten, nach Vorgeschichte und Entstehungsbedingungen des NS-Systems bleiben weitgehend ausgeklammert.

Blinde Flecken im Geschichtsbild

Die Ursachen sind mindestens zum Teil evident: die entkontextualisierte Opferbetrachtung liefert eine dankbare (und unserer katholischen Sozialisation durchaus entsprechende) Projektionsfläche.

Das trifft nicht auf alle Opfergruppen gleichermaßen zu: die Auseinandersetzung mit dem kommunistisch dominierten, aber auch etwa mit dem monarchistischen Widerstand würde auch in der Gegenwart eindeutiger politische Aussagen verlangen – und unterbleibt daher meist. Ähnliches gilt für die Rolle von Homosexuellen und „Asozialen“ aber auch für den militärischen Widerstand. Die größte NS-Opfergruppe, Bürgerinnen und Bürger der ehemaligen Sowjetunion, die als ZivilistInnen oder SoldatInnen Opfer des deutschen Aggressionskrieges wurden, fehlt im öffentlichen Bewusstsein ohnehin gänzlich. Daran rührt auch das linke politische Spektrum bis heute lieber nicht: zu groß sind offensichtlich noch immer die antikommunistischen und antislawischen Ressentiments, als dass sich im Mai 2007 die Staatsspitze bereit gefunden hätte, anlässlich des Putin-Besuches mit diesem einen Kranz am Wiener Denkmal der Opfer der Roten Armee niederzulegen.

■ Auseinandersetzung mit dem kommunistisch dominierten, aber auch etwa mit dem monarchistischen Widerstand würde auch in der Gegenwart eindeutiger politische Aussagen verlangen – und unterbleibt daher meist.

■ **Der Ruf nach mehr Zivilcourage dient nicht der Klärung von Vergangenheit, als vielmehr einer moralischen Adelung der Gegenwart, die vermeintlich „gelernt“ hat.**

Moralischer Kleingeldwechsler

Warum wird dem Aspekt des NS-Terrors derartig viel Aufmerksamkeit zuteil, während andere Fragen von eminenter Wichtigkeit nicht einmal gestellt werden?

Ich begleite seit knapp zehn Jahren regelmäßig Gruppen in Gedenkstätten, vornehmlich in Mauthausen und Auschwitz. Dabei fällt mir zunehmend auf, dass BesucherInnen sich diesen Orten wie einer Art Horrordisneyland nähern, das Ziel besteht darin „zu sehen wie das damals wirklich war“. Die Auswüchse dieses Wunsches bestehen in den regelmäßigen Versuchen, Souvenirs mitzunehmen, seien es die Brauseköpfe in der Gaskammer von Mauthausen, sei es Mauerwerk aus den gesprengten Krematorien von Birkenau. Hier kommt ein nekrophiler Voyeurismus zum Tragen, gepaart mit einer weithin akzeptierten, ja, geradezu ersehnten emotionalen Freizone, in der manche gesellschaftlichen Konventionen einfach nicht gelten: Ich habe noch nirgends so viele Männer emotional überwältigt gesehen wie in Gedenkstätten, und ich habe noch nie Gruppen beobachtet, die so sehr darum bemüht waren, solche Ausbrüche völlig normal zu finden. Der israelische Historiker Moshe Zuckermann hat einmal gemutmaßt, die eigentliche Attraktion wäre „to have a good cry in Auschwitz“. Die Schockpädagogik der 1970er und 1980er hat in diesem Sinne im Übergang zur dritten Generation tatsächlich eine unerwartete Wandlung erfahren.

Trotzdem ist die weitgehend unwidersprochene Etablierung dieser Gedenkkultur im Grunde überraschend, letztlich erklärbar nur durch den Umstand, dass die Generation, die sich durch die schiere Existenz von Auschwitz in ihrer Identität bedroht sah, mittlerweile im Aussterben begriffen ist. Für die Nachkommen der Täter und MitläuferInnen ist, weitgehend unabhängig von ihrer Weltanschauung, in Abgrenzung zu Auschwitz moralischer Kredit wohlfeil. Mithilfe von vergangenheitspolitischen Gesten lässt sich eine moralische Identität begründen, die ansonsten keinerlei Anstrengungen erfordert und im Stande ist, nahezu alles zu übertünchen, von einer unmensch-

lichen Asylpraxis bis hin zu Rechtsextremisten in den obersten Etagen des Staates.

Welche „Lehren“?

Es mag auch die konsequente Fortsetzung eines individualisierten Geschichtsverständnisses sein, das einzige Mittel gegen menschenfeindliche Tendenzen in persönlicher „Zivilcourage“ zu sehen. Genau das ist vielfach noch die hoffnungsvollste, weil einzig halbwegs konkrete „Lehre“, die gerade junge Menschen aus der öffentlich vermittelten Erinnerung mitnehmen können.

Die Wirkungsweise totalitärer Regime aber auf eine Ebene persönlichen Mutes herunterzubrechen, ist aber im besten Fall eine unzulässige Verkürzung. Wie schon Erich Kästner bemerkt hat, kann niemand ernsthaft von sich behaupten, im Fall des Falles heldenhaft zu agieren. Und selbst wenn: wäre erst einmal persönlicher Heldenmut gefragt, ist es ohnehin schon zu spät. Gegen die Machtmittel moderner staatlicher Repression kommen Einzelne nicht an. Der Ruf nach mehr Zivilcourage dient daher nicht der Klärung von Vergangenheit, als vielmehr einer moralischen Adelung der Gegenwart, die vermeintlich „gelernt“ hat.

Ich für meinen Teil bezweifle ebenfalls, dass aus dem Hauptthema der öffentlichen Gedenkkultur, dem Holocaust als isolierter geschichtlicher Begebenheit, eindeutige Lehren ableitbar sind. Nicht so in einer system- und ideologiekritischen Perspektive, in der tatsächlich höchst aufschlussreiche Lehren destilliert werden könnten, etwa hinsichtlich immanenter Radikalisierungstendenzen antisemitischen, respektive rassistischen Gedankengutes. Dazu bedürfte es aber auch einer eingehenderen Beschäftigung mit sozioökonomischen Rahmenbedingungen und ideellen Traditionen, die den Aufstieg rechtsradikaler Gruppierungen in der Vergangenheit begünstigt haben. Nur durch eine derartige kritische Reflexion könnte zutage treten, was Adorno seinen Überlegungen im Text „Erziehung nach Auschwitz“ voranstellt: „Die Wiederkehr oder Nichtwiederkehr des Faschismus [ist] im entscheidenden keine psychologische, sondern eine gesellschaftliche Frage.“